

warten hat sie sich doch befestigt, wozu das constitutionelle, wenn schon keineswegs freiheitliche Wesen des Königs nicht wenig beigetragen hat. Leider ist König Alfons allzulebendig verstorben, so daß die Stetigkeit der Verhältnisse in Spanien, trotz des anerkannten Geschickes der Königin-Regentin, immerhin beständig in Frage steht.

10. Januar.
Das Ministerium Olivier, das vor 25 Jahren die Geschichte Frankreichs zu lenken unternahm, begann sein Regiment unter recht schlechten Anzeichen. Wenn schon die Affaire, die wir in diesen Erinnerungen erwähnen, keine hochpolitische war, so zeigt sich doch die Gewitterschwüle, die bereits vor dem großen Kriege über Frankreich lagerte, so gilt sie doch als ein Anzeichen dessen, was Frankreich erwarten konnte, was seine Minister aber entweder nicht sehen wollten oder konnten. Am 10. Januar 1870 begab sich zwei Leute von der Gefolgschaft des bekannten Laternenmannes Rochefort zu einem Glicce der regierenden Familie Frankreichs, zu dem Prinzen Peter Bonaparte, der übrigens in Folge einer sehr plebejischen Heirat mit dem Hofe nichts zu thun hatte und der keinerlei Anspruch darauf machte, eine politische Persönlichkeit zu sein. Sie hatten den Auftrag, dem Prinzen eine Herausforderung Rocheforts zu überbringen. Was sich im Innern der Wohnung zutrug, ließ sich gerichtlich nicht feststellen, da die Zeugen auslagen beiderseits von wahnsinnigem Haß diktiert und werthlos waren. Daß die zwei den Prinzen, der ein wilder Mensch war, so schwer gereizt haben, daß er seiner Wuth nicht mehr mächtig war, ist glaublich genug; kurze Zeit, nachdem sie eingetreten, kehrten sie zurück und der eine, Ritter Noir, stürzte alsbald, durch einen Schuß des Prinzen zu Tode getroffen, auf dem Pflaster zusammen. Diese That wurde von den Republikanern zu Demonstrationen wüthensten Charakters benutzt und die antinapoleonische Stimmung wuchs noch, als der Prinz später vom Staatsgerichtshof freigesprochen wurde.

Getrennt und verstoßen.

Roman von G. Wagner.

(2. Fortsetzung.)

„Kühen Sie mich nicht an!“ rief sie, ihre Hand wie zur Abwehr erhebend. „Ich habe Ihren Brief gelesen, bin aber überzeugt, daß hier ein Irrthum obwaltet. Ich bin die Tochter des Squire Chessom und dessen Frau, welche vor drei Jahren starb. Mein Vater war gerade nach Horsham gegangen, als Ihr Brief ankam, sonst würde ich ihm diesen sofort gezeigt haben. Sie werden die Unmöglichkeit einsehen, daß an Ihrer Geschichte etwas Wahres ist.“

Die Arme der Frau sanken herab.
„So hast Du niemals vermuthet, daß Du nicht Squire Chessom's Tochter bist?“ stammelte sie.
„Gewiß nicht. Warum sollte ich etwas vermuthen, was so seltsam und unsinnig ist?“

„Dann sind sie wirklich gut und liebevoll gegen Dich gewesen, wie sie es versprochen hatten,“ sagte Mrs. Farr.
„Gott vergelte es ihnen.“

„Sie dürfen nicht in dieser Weise zu mir reden,“ versetzte Dora ernst. „Ich kann Ihnen nicht erlauben, so zu mir zu sprechen, als ob Sie meine Mutter wären. Es ist vielleicht nicht gut, daß ich Ihrer Einladung Folge geleistet habe, aber ich wollte jedem Standal in der Umgegend vorbeugen.“

„Ich wundere mich nicht, daß Du meine Behauptung nicht glauben willst,“ sagte die Frau gedrückt. „Aber höre mich wenigstens an, höre, was ich zu sagen habe, und dann urtheile. Ich kann die Wahrheit meiner Geschichte beweisen.“

Sie stellte einen Stuhl vor Dora mit der Bitte, Platz zu nehmen.
Dora zögerte; es that ihr leid, der sonderbaren Aufforderung der Frau nachgegeben zu sein, und doch konnte sie dieselbe nicht für eine gemeine Betrügerin halten. Mit einem festen, forschenden Blick in Mrs. Farr's hellblaue Augen setzte sie sich nieder und sagte:

„Ich will Sie anhören; erzählen Sie.“

Die Frau verschloß die Thür, nahm dann einen Stuhl und setzte sich Dora gegenüber.

Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen, welches Mrs. Farr endlich brach, indem sie in gedämpftem Ton begann:

„Laß mich beim Anfang beginnen, Dora. Ich kann mich nicht so recht frei und offen aussprechen gegen Dich, da Du wie eine Lady erzogen worden bist. Ich bin nur eine Bäuerin — eine einfache, unwissende Bäuerin — und Du siehst weit über mir, obwohl Du meine Tochter bist. Als ich in Deinem Alter war, war ich Kammermädchen bei der Frau eines berühmten Doktors in London, bei der ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre blieb; da heirathete ich Jack Farr, welcher ein Wirthshaus in Surrey hatte. Eine Zeitlang ging es uns ganz gut, bis Jack zu trinken anfangte. Da ich fürchtete, er möchte ein Trunkenbold werden, veranlaßte ich ihn, eine kleine Farm zu mietzen von einem Manne, welcher deren zwei genommen hatte und davon wieder eine los sein wollte, weil es ihm zu viel war. Jack hielt sich eine längere Zeit recht gut; aber nach und nach kam er wieder mit seinen alten Kameraden zusammen und fiel damit auch wieder in seine frühere Gewohnheit zurück. Die Farm wurde vernachlässigt und wir kamen immer mehr zurück, so daß der Vermieter drohte, uns auszusetzen. In dieser Zeit, wo Alles verkehrt ging, wurde mein erstes Kind geboren.“

Sie hielt inne und richtete ihren bittenden Blick auf Dora, deren große, leuchtende Augen sich keinen Augenblick von dem Gesicht der Frau abwandten.

„Als ich wieder gesund war,“ fuhr Mrs. Farr nach einer Weile fort, „nahm ich ein Kind in Pflege, in der Hoffnung, daß das Geld, welches ich dafür bekam, uns aus der Noth helfen und Jack wieder aufrichten würde; denn der Vater des Kindes, ein reicher Lord — er war Gesandter irgendwo im Auslande — bezahlte gut. Er hielt viel von seiner kleinen Erbin, deren Mutter Monate lang am Fieber daniebertlag. Aber Jack war nicht mehr zu retten; er sank tiefer und tiefer, und endlich — es war an dem Tage, an dem Mylords Kind starb — erliefen wir von dem Pächter, von welchem wir die Farm in Aftermiethe hatten, die gerichtliche Ausweisung. Das, sowie der Kummer um des Kindes Tod, brachte Jack zur Verzweiflung. Er muß betrunken gewesen sein, als er es that, aber er säufte den Namen des Pächters auf einem Wechsel von dreihundert Pfund. Er bekam das Geld, mehr als wir jemals auf einen Haufen gesehen hatten, und nun blieb uns nichts übrig, als die Flucht. Das Kind wurde schnell begraben und Jack und ich flohen mit unserer Kleinen.“

Ihre Stimme zitterte, und wieder blickte sie bittend zu Dora auf, deren Gesicht jedoch kalt und unverändert blieb.

„Und dann?“ fragte Dora, als die Frau in längerem Schweigen verharrte.

„Und dann,“ fuhr Mrs. Farr mit gebrochener Stimme fort, „folgte eine Zeit des Umherziehens. Wir flohen von einer Stadt zur andern, fürchtend, daß die Polizei hinter uns sei. Eine Stimme in unserer Nähe oder Tritte hinter uns, brachten uns außer Fassung. Manchmal arbeiteten wir auf dem Lande, größtentheils aber verbrachten wir die Zeit müßig, von dem Gelde zehrend, welches Jack durch seine Fälschung erworben hatte. Endlich sagte Jack, er wolle lieber sterben, als in der steten Vorsicht und fortwährenden Furcht vor seinem eigenen Schottens leben. Er wurde mager und blaß und immer aufgeregter, und wir mußten daran denken, das Land zu verlassen, was wir Anfangs nicht wagten, aus Furcht, die Polizei möchte in jedem Schiffe nach uns suchen. Als wir auf dem Wege nach London waren, um uns einzuschiffen, kamen wir auch durch dieses Dörfchen.“

Hierbei stand sie auf und ging unruhig im Zimmer hin und her.

„Das Kind war damals ein Jahr alt,“ fuhr sie fort, „und so hübsch und zart wie eine kleine Lilie. Wir blieben über Nacht im Gasthof und machten uns am andern Morgen wieder auf den Weg nach London. Als wir in der Nähe des Meierhofes waren, kam ein Wagen langsam des Weges gefahren, in welchem Squire Chessom und seine Gemahlin saßen. Aus bloßer Neugierde blieben wir stehen, um die vornehmen Leute zu betrachten. Ich hatte das Kind an die Erde gestellt, und dieses streckte, wie Kinder zu thun pflegen, die Hände nach dem Wagen aus. „Welch' ein kleines, reizendes Geschöpf!“ sagte die Lady, ließ den Wagen halten und bat mich, ihr das Kind einen Augenblick zu geben. Sie sagte, daß sie einen Sohn in einem Pensionat habe und wünsche sich nun ein kleines Mädchen wie dieses. Jack erwiderte darauf, daß sie dieses nehmen möge, weil es uns, da wir nach Canada gingen, im Wege sei. Die Lady sprach mit ihrem Gemahl, und das Kind hing so fest an ihrem Halse, als ob es eine Heimath gefunden hätte. Wir bekamen, um mich kurz zu fassen, hundert Pfund, um uns Land in Canada anzukaufen zu können, und die Lady behielt das Kind, mit dem Versprechen, es als ihr eigenes zu erziehen. An demselben Tage verreiße der Squire mit seiner Gattin auf eine lange Zeit, das Kind mit sich nehmend, so daß, wenn sie zurückkehrten, Niemand vermuthen sollte, daß es nicht ihr eigenes sei. Drei Tage darauf fuhrten wir nach Canada ab.“

Dora senkte die Augen; sie fing an, die Erzählung der Frau zu glauben, und Mrs. Farr, die Veränderung in Dora's Gesicht bemerkend, fuhr fort:

„Wir erwarben eine Farm in Canada, und andere Kinder wurden uns geboren; aber Jack's üble Gewohnheit verließ ihn nicht. Die Farm wurde allmählig verschuldet und mußte endlich verkauft werden, und wir lebten von der Hand in den Mund. Einmal schrieb ich an Squire Chessom, und bat ihn um fünfzig Pfund, die er mir auch sandte, zugleich aber auch bemerkte, daß ich nicht wieder schreiben sollte, da er meine Briefe unbeantwortet lassen würde. Ein Kind starb nach dem andern und im vorigen Jahre auch Jack, mich arm und in Schulden zurücklassend. Da gedachte ich meiner Tochter, die ich in der alten Heimath zurückgelassen hatte, als dem einzigen Wesen, welches mir noch geblieben war. Ich arbeitete hart, um mir so viel zu erwerben, daß ich nach England zurückkehren konnte; — und hier bin ich, Dora. Ich kam heute Morgen hier an und erkundigte mich vorsichtig nach Dir. Du wirst mich nun nicht mehr zurückweisen?“

Sie trat näher an Dora heran. Ein kurzer, heftiger Kampf entspann sich in des Mädchens Innern. Die Ausführlichkeit und Bestimmtheit, sowie der Ernst der Frau gaben ihr das Gepräge der Wahrheit. Sie stand auf, zitternd vor innerer Erregung.

„Willst Du mich nicht umarmen, Dora?“ bat die Frau, noch einen Schritt vorwärts tretend. „Willst Du mich nun Mutter nennen?“

Wieder streckte Dora die Hand zur Abwehr aus. Sie hatte ein warmes, gefühlvolles Herz; sie war ohne Stolz und Selbstsucht; nicht die Armut und niedere Stellung der Frau hielt sie zurück, dieselbe zu lassen, sie bei dem Namen zu nennen, den sie bisher nur der verstorbenen Mrs. Chessom als rechtmäßig beigelegt hatte, sondern ihre ganze Natur sträubte sich gegen diesen Anspruch auf ihre kindliche Liebe.

„Ich kann nicht!“ rief sie. „Sie dürfen mich nicht näher kommen! Ich kann Sie niemals Mutter nennen!“

„Dora!“

„Dieser Name wurde von mir nur einer gegeben, welche nun todt ist, aber welche während meines ganzen Lebens mir niemals Veranlassung gegeben hat, zu denken, daß sie nicht meine rechte Mutter sei. Der Name ist mir heilig, und ich kann ihn Ihnen nicht beilegen!“

„O, mein Kind!“

Dora wurde ruhiger.

„Wenn Ihre Geschichte wahr ist,“ sagte sie, „werden Sie nichts dagegen haben, daß ich sie meinem Vater mittheile. Wenn dieser die Wahrheit bestätigt, können wir weiter über die Sache sprechen; sagt er aber, daß es nicht wahr ist, was Sie mir erzählt haben, dann —“

Sie unterbrach sich, indem sie sich ihrer Unterredung vor kaum einer Stunde mit ihrem Vater und dessen dunkle Anspielungen auf Edmund als ihrem etwaigen Bräutigam erinnerte.

„Er wird sagen, daß es wahr ist,“ sagte Mrs. Farr, „wenn er mir auch Vorwürfe machen wird, daß ich es Dir erzählt habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Unterseeische Fernsprechversuche nahm in den letzten Tagen die belgische Telegraphenverwaltung zwischen der belgischen und englischen Küste vor, und zwar von der etwa 15 km von der Nordsee gelegenen Station Furnes (Westflandern) aus. Es wurden hierzu die neuesten Apparate, sowie ein Carbonellisches Mikrophon und als Leiter zwei Drähte des Telegraphenbels benutzt, das Dover mit Belgien verbindet. Der Erfolg übertraf die Erwartungen, doch blieb ein später zwischen Brüssel und Dover verführtes Gespräch fast unverständlich. Durch Verbesserung der Leitung zu Lande hofft man einen unmittelbaren Fernsprechverkehr zwischen der belgischen Hauptstadt und London auf diesem Wege, also ohne ein besonderes Fernsprechnetz, zu ermöglichen.

— Die Post vor fünfzig Jahren. Anschließend an einen in der „Frankf. Bztg.“ erschienenen interessanten Artikel über die Post vor 50 Jahren veröffentlicht dieses Blatt folgende Zuschrift über das Postwesen in Hamburg vor 40 und 50 Jahren: Wir, die wir heute in unserem Zimmer nur eine Postmarke auf die Adresse zu legen brauchen, wenn wir einen Brief selbst bis zu unseren Antipoden befördern wollen, und dann nichts weiter zu thun haben, als ihn in den Briefkasten der nächsten Straßenecke einzuwerfen, können uns gar nicht mehr vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten man bei einer Briefbeförderung zu thun hatte, als es noch keine Briefmarken gab und man genöthigt war, sich an das einzige Postbureau der Stadt zu begeben — denn auch Postfilialen gab es nicht — um nach längerem Warten, das an sogenannten Posttagen oft stundenlang dauerte, Brief nebst Frankatur in die Hände des Postbeamten abzuliefern. Da man aber auch Straßenbriefkasten noch nicht kannte, so schickte das Nichtfrankiren eines Briefes ebenfalls nicht vor dem weiten Wege. Nun gar in Hamburg, wo es nicht weniger als sieben Postanstalten je nach den verschiedenen Ländern gab, wohin die Briefe zu befördern waren. Da war die preussische Post auf dem Gänsemarkt resp. dem Valentinskamp, die schwedische Post in der Theaterstraße, die mecklenburgische Post auf den Großen Bleichen und diesem Postgebäude gegenüber die dänische Post; in der Poststraße endlich befanden sich in nachbarlichen, aber getrennten Gebäuden die hannoversche, die Thurn und Taxis'sche und die Stadtpost. Letztere beforgte Briefe die nach England und Amerika und überall dahin, wohin die anderen Posten keine Beförderung annahmen, die Thurn und Taxis'sche nach Süddeutschland. Da gab es denn nun manche Verwirrung, da doch nicht Jeder ein fähigster Geograph sein kann, und so wurde Mancher nach drei verschiedenen Postämtern geschickt, ehe er seinen Brief anbringen konnte, denn selbst auf den einzelnen Posten wußte man nicht immer richtigen Bescheid zu geben, wenn man die Annahme eines Briefes verweigerte. Dazu kam noch, daß nach gewissen Plätzen in Oesterreich die Thurn und Taxis'sche, nach anderen die preussische Post die Briefbeförderung hatte, so daß auch hier wieder Weiterungen entstanden. Ja, in Hamburg einen Brief an seine richtige Adresse gelangen zu lassen, war ein saures Stück Arbeit, aber man wußte auch warum. Denn es kostete ein gutes Stück Geld.

— Zu den reichsten aber auch sparsamsten Monarchen Europas gehört Kaiser Franz Josef. Der Schriftsteller Kulmann Mißbach theilt darüber folgende Einzelheiten mit: In Bezug auf alle persönlichen Ausgaben ist der Kaiser sehr streng; er fährt über dieselben ein Verzeichniß, und wenn sie in dem einen Jahre größer waren, als sie hätten sein sollen, dann wird im kommenden Jahre noch mehr gespart, um den Ausfall wieder einzubringen. Alle Rechnungen kommen in einen Kirchholzkasten, der in dem Arbeitskabinett des Monarchen steht. In diesen Kasten kommen auch alle jene Akten, die der Kaiser nicht erledigen will. Kaiser Franz Josef ertheilt selten und ungerne abschlägige Bescheide. Will er ein ihm von den Ministern unterbreitetes Schriftstück nicht unterschreiben, so verschwindet es in dem Kirchholzkasten, und da die Minister wissen, was das zu bedeuten hat, so wird dem Monarchen kein neues diese Sache betreffendes Aktenstück unterbreitet. Kaiser Franz Josef ist auch hinsichtlich seines Anzuges sehr sparsam. Als er vor drei Jahren eine Reise machte, erkundigte er sich im Eisenbahnzuge, wann die nächste Station, wo er eine Abordnung empfangen wollte, zu erwarten ist. „Machen Sie mich rechtzeitig aufmerksam,“ so sagte er, „damit ich meinen besseren Attila anlegen kann.“ In einem Bericht beschrieb einmal ein österreichischer Botschafter umständlich, wie er seinen Kollegen bewirthet und mit ihm auf einem österreichischen Schiffe eine Spazierfahrt gemacht habe. Zu dieser Stelle machte der Kaiser folgende Randbemerkung: „Wer bezahlt die Kosten?“ Andererseits kommt es nicht selten vor, daß der Kaiser die Schulden begabter Offiziere bezahlt, was manchmal nicht geringe Beträge erfordert.

— Japanisches. Die japanische Infanterie trägt Unterkleider aus Papier. Das verwendete Papier, bei dem man aber nicht an unser europäisches steifes Brief- oder leicht zerreißbares Papier denken muß, ist gelblich und so fest, daß man sogar die Knopfschlocher in den Kleidungsstücken hat ausfüllen können, wie bei Leinenhemden. Die einzelnen Theile sind theils aneinandergeklebt, theils mit der Nähmaschine aneinandergenäht, an den Rändern mit Leinenlitze befestigt, auch mit Porzellanknopfen versehen. Man räumt diesen papierernen Unterzeugen Sauberkeit und Billigkeit nach, und die Soldaten sollen sie gern tragen. Von Waschen kann natürlich bei dieser eigenartigen „Leibwäsche“ keine Rede sein. Die japanischen Soldaten tragen die Hemden und Unterbekleider bis sie auseinanderfallen und erhalten dann neue.

— Auch eine Dittung. Einem Bauersmann in der Umgegend von Würzburg wurden 13 Gänse gestohlen, darunter ein „Ganser“. Dieser nun rückte am andern Morgen auf dem Hofe des Besitzers, der „Frieder“ genannt wird, ganz allein an. Er war ziemlich kahl und hatte am Halse einen Zettel folgenden Inhalts hängen: „Guten Morgen Herr Frieder, — Ich komme wieder, aber ohne Gefieber, — Wir sind unter die Räuber geraten, — Meine Kollegen sind alle gebraten, — Drum komme ich ganz allein — Und bringe hier den Todtenschein.“

Mittheilungen des Königl. Standesamts Eidensoß

vom 2. bis mit 8. Januar 1886.
Aufgebote: a. hiesige: 1) Der Maschinenführer Albert Richard Brandner hier mit der Schneiderin Alma Vina Goldbahn hier.
b. auswärtige: Vacat.
Geschließungen: 1) Der Stidmaschinenbesitzer Otto Hermann Wänthler hier mit der Hausdchter Marie Schwegl Leisner hier. 2) Der Fleischer und Restaurateur Hermann Otto Schmiedel in Antonsdhal mit der Hausdchter Hulda Alma Fichtner hier. 3) Der Schieferdecker Hermann Theodor Thielmann hier mit der Tambourierin Marie Emilie Rennig hier.
Geburtsfälle: 1) 1 T. dem Doktor der Rechte und Bürgermeister Johan Theodor Körner hier. 2) Hans Max, S. des Maschinenführers Otto Conrad Baumann hier. 3) Olga Johanne, T. des Maschinenführers Alban Emil Schönsfelder hier. 4) Paul Ernst, S. des Maurers Gustav Ernst Stemmer hier. 5) Curt Alfred, S. des Maschinenführers Carl Richard Strobel hier. 6) Gertrud Margarethe, T. des Feuers Carl Ernst Heinrich Scholz hier.
Todesfälle: Nr. 3) und 6) uneheliche Geburten. Todtgeburtfälle: Nr. 2) 1 S. dem Kaufmann Eduard Friedrich hier.
Esterfälle: 1) Emma Constanze, T. des Klempners David Gottlieb Schindler hier, 6 M. 30 T.